

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

10. Kapitel.

Hanna von Graßnid war, als sie dem Grafen den Rücken gedreht, geradeswegs in ihr Zimmer gegangen und hatte sich eingeriegelt. Dann hatte sie die Arme auf den Tisch gelegt, den Kopf darauf, und so hatte sie Minuten und wieder Minuten gefessen.

Als sie nachher schwerfällig aufstand, trat sie vor den Spiegel. War sie denn die noch, die sie gewesen? Ihr Gesicht war auch jetzt noch blutrot, ihre Brust atmete heftig, ihre Zähne drückten sich fast schmerzhaft in die Unterlippe. Und dieselbe Frage: War sie denn die noch, die sie gewesen? — sie wußte nicht von ihr am nächsten, nicht von ihr am darauffolgenden Tage.

Seit Graf Rutkowski sein ungestümes Begehren, seine wilde Werbung vorgebracht, war etwas Neues in ihr, eine Scham und Verwirrung, in der sie sich selbst verlor. Ihr war, als hätten heiße Hände sie berührt, als hätte fremde Leidenschaft einen glühenden Mantel um sie geschlagen, dessen Brennen sie stets fühlen müsse, als wäre ihre ruhige Sicherheit und Kühle nun für immer dahin.

Sie selbst und alles hatte der Graf vergessen in dieser Leidenschaft. Und die Schauer schlugen auch hinüber zu ihr. Die Scham hatte ihr Gesicht gefärbt, und eine Schwäche war in ihr gewesen, die ihrer sicheren Ruhe bisher fremd war, eine Schwäche, die sie einen Moment fast den starken Armen des wilden Verkünder ausgeliefert hätte — ein zitterndes, unterjochtes Weib.

Nein, sie war nicht mehr, die sie gewesen. Nicht mehr das ruhige Mädchen, das frisch und gesund, ohne rechtes Ziel und ohne rechte Sehnsucht dahinlebte.

„Ich glaube nicht, daß Jugend ohne Sehnsucht nach Jugend ist!“ Die Worte, die der Graf gesprochen, hörte sie stets von neuem. Sie sah seitdem alles so anders an. Sie sah, daß ihr Vater alt war, daß sie mit ihm allein hier in der Einsamkeit lebte; daß sie selber aber doch herrlich jung war und ein ganzes, großes Leben noch vor sich hatte.

„Ich glaube nicht, daß Jugend ohne Sehnsucht nach Jugend ist!“ Sie schloß die Augen. Ihr war, als glaubte sie es jetzt auch nicht mehr. Und ein Bittern besiel sie, wieder diese halb willenlose Schwäche. Sie gab sich ihr hin und erschrak doch davor. Als läbe der Graf noch Macht über sie, als müsse sie ihm entfliehen, trat sie selbst jetzt ein paar Schritte zurück.

Sie haßte ihn nicht. Und nicht aus kindischem Trotz hatte sie ihn stehen lassen. Nein, die Furcht hatte sie aus dem Zimmer getrieben, es war eine Art Flucht gewesen vor der wilden Leidenschaft, die sich ihr genähert, die sie einen Augenblick fast mitgerissen hätte. Und zuletzt hatte ihr Stolz

die Furcht niedergerungen, der kühle Stolz, der allein standhielt gegen die Glut seiner Worte, der das ruhige „Nein!“ schließlich gesprochen hatte.

Ganz anders hatte sie sich zuerst den Ausgang gedacht. Sie wollte ihm sagen: Noch sei ihr Herz nicht gebunden, wollte ihn bitten, in aller Freundschaft zu warten, wollte ihrem Vater und sich den Verkehr erhalten, und in den folgenden Wochen und Monaten sich ganz klar werden.

Da kam statt des ruhigen, formellen Votums jener Leidenschaftsausbruch, der alle guten Vorsätze über den Haufen warf. Da kam zuletzt die empörende Anspielung, daß Frey von Versen der Begünstigte sei. Die empörende Anspielung! Ihre Finger verschlangen und bogen sich. Wehalb hatte sie das so empört? Weil Rutkowski etwas aus der Luft griff, woran sie nie gedacht? Oder — sie zuckte zusammen —, weil er recht hatte, weil er den Schleier von einem Geheimnis zog, das für sie selbst noch ein Geheimnis war?

Liebt sie Versen denn? Sie schüttelte leise den Kopf. Aber seit der Graf sie zusammengebracht hatte, mußte sie öfter als je an ihn denken. Niemand hätte er so mit ihr gesprochen. Und ob er sie lieber gehabt als alles auf der Welt — seine Liebe hätte sich in zitternder Scheu offenbart. Deutsche und polnische Liebe! Er mochte recht haben, es gab Gefühlsklüfte, die unüberbrückbar waren.

Immer von neuem quälten sie alle diese Gedanken in den folgenden Tagen. Hans Albert sah sie brummig von der Seite an — auch er empfand dunkel, daß sein Kind anders geworden war. Als Hanna ihm kurz gesagt, daß sie den Grafen abgewiesen, hatte er sich halb gefreut, halb auch gewettert und geflücht. Aber es fiel ihm nicht ein, etwas dagegen zu reden.

Was die Viertelstunde in Hanna geweckt hatte, kam auch später nicht mehr zur Ruhe. Jugend sehnte sich nach Jugend. Und oft, wenn sie sich der heißen Worte des Grafen erinnerte, war es ihr, als müsse sie Schutz suchen — nicht nur vor ihm, sondern auch vor sich! Als müsse jemand kommen, der sie wieder ruhig und sicher machte, ohne das Weib, das in ihr geweckt war, zu töten. Und manchesmal schien es ihr, als würde sie nicht mehr die Widerstandskraft besitzen, einem zweiten Ansturm solcher Leidenschaft allein standzuhalten.

Sie hatte bisher eine Freundin nicht gerade entbehrt. Was zu besprechen war, besprach sie mit ihrem Vater oder mit Kajsa Kaczmarek, oder machte es mit sich allein ab. Jetzt aber, in diesem gärenden Chaos neuer Gedanken und Empfindungen, empfand sie es bitter, daß niemand da war, der ihr tragen half, bei dem sie Verständnis gefunden, dem sie alles hätte sagen können. Das verschärfte in ihr das Gefühl der großen Einsamkeit, des Alleinstehens. Und je tiefer dieses Gefühl sie erfüllte, um so höher wuchs die Sehnsucht, die große Sehnsucht nach einem gleichempfindenden Herzen, die Jugend zu Jugend treibt.

Kajsa Kaczmarek hatte die Herrin ein paar Tage beob-

achtet. Oft, wenn sie vor der Ofentür hockte, flog ihr Blick spähend und finster zum Fensterplatz hinüber. Und eines Morgens, beim Frisieren, legte die Dienerin plötzlich Stamm und Bürsten beiseite.

„Erlaubt, Herrin, erinnert Ihr Euch an den Tag, als der junge Herr und der fremde Offizier hier waren? Ihr seid mit den Herren davongeritten.“

Die Barones ward rot. Sie hatte eben daran gedacht, wie Versen ihr den Handschuh zuzufnäpfen versuchte, wie seine Finger dabei gezittert hatten.

„Warum?“ fragte sie. „Was willst du damit?“

Finster vor sich hinbrütend, stand Kascha Kaczmarek da.

„Ich habe mit Juschu Laszkowicz geredet!“ sagte sie. Sie sprach für ihre Art ruhig und dunkel.

„Und was weiter? Mach', daß du mit dem Frisieren fertig wirst!“

Aber das Mädchen rührte sich nicht. „Ihr hattet mit ihm gesprochen, Herrin. Was habt Ihr ihm gesagt?“

Ungebuldig zuckte Hanna von Grahnid die Achseln.

„Das hast du ja gleich nachher erfahren, Wilblaz! Ich hatte dir mal versprochen, ein gutes Wort für dich bei Juschu einzulegen, und ich hab's getan.“

Ein kurzes Schweigen.

„Ich dank' Euch nicht für das gute Wort,“ fuhr Kascha Kaczmarek dann auf. Und mit finsterem, höhnischem Lachen blühten ihre dunklen Augen die Herrin an.

„War er anders zu mir als früher? Hat er ein einzig freundlich Wort für mich gehabt? Hat er mir die Hand hingestreckt? Hat er mich überhaupt beachtet? Bja krew, Guer Gnaden — was nicht besser wird, wird schlechter, und mir schlechter ist der Juschu zu mir geworden! O je, was mag das für ein Wort sein, das Ihr ihm von mir gesagt habt! Ich danke Euch nicht dafür! Mich soll er sehen, und er sieht nur das Bild, woran er schnitt; von mir soll er sprechen, und er stammelt nur von der neuen Madonna, die er vorhat; bei mir soll er bleiben, und er läßt mich stehen: „Verzeiht, Pani, es ist eilig!“ Als ob die Madonna wegliefe.“

Die Erinnerung daran schüttelte sie förmlich. Aergerlich hatte die Herrin die Stirn verzogen.

„Daß mich endlich mit deinen dummen Geschichten in Ruhe. Wenn er dich nicht lieb hat, hilft kein Zureden!“

Das Mädchen starrte vor sich hin.

„Wenn er mich nicht lieb hat,“ murmelte sie. „Wenn er mich nicht lieb hat —“

Und wild: „Dann ist er nicht so zu mir, so kurz. Dann kann er freundlich sein. Es kostet keinen Taler. Aber ich weiß was, Herrin, ich weiß was!“

Gewaltig hielt sie den heißen Atem zurück.

„So,“ sprach sie leise und selbstsam, „kann er nur sein, wenn er eine andere liebt! Juschu Laszkowicz liebt eine andere! Deshalb kennt er mich kaum, deshalb hat er keine Zeit für mich, deshalb ist er ein Narr geworden!“

Ihre Stimme hatte sich immer mehr gehoben. Drohend reckte sie den Arm empor. „Wer's ist, das wissen die Heiligen! Ich weiß es nicht. Wer ich werde es wissen, und sollte ich Tag und Nacht horchen. Und ich werde es wissen, und ich werde, ich werde —“ Sie brach jäh ab.

„Wilblaz nennen sie mich. Sei, was tut die Wilblaz? Das Gesicht will ich ihr zertragen, daß er's nicht mehr ansehen kann! An den Haaren schleiß' ich sie durchs Dorf! Mir gehört der Juschu, und keiner anderen! Und wenn ich's getan habe, mag kommen, was will! Ich werde lachen, lachen!“

Ein krampfhaftes Lachen brach auch jetzt aus ihr heraus, aber es schlug sofort um. Und bitterlich weinend kauerte sich Kascha Kaczmarek nieder. Hanna von Grahnid sagte nichts. Die Zeit verrann, sie schwieg noch immer. Sie war blaß. In ihren Augen stand Schen und Schreck. Erst lange nachher sprach sie ruhig, fast leise: „Ich bin noch nicht fertig frisiert, Kascha!“

„Ja!“ erwiderte die Dienerin. Ohne den Blick zu erheben, stand sie auf und führte die Arbeit zu Ende, während die Tränen auf ihrem Gesicht brannten. So lange das Mädchen zugegen war, hielt sich die Barones. Aber als sie dann im Zimmer allein blieb, schloß sie die Augen. Ein Bittern ging durch ihren Körper. Sie war müde, wie zerschlagen. Ueberall das gleiche Schicksal, dem keiner zu entgehen schien. Rutkowski war so geschüttelt davon wie Kascha Kaczmarek, wie tausend andere. Und stand es unentrinnbar nicht auch vor ihr? War es seit dem Tage, als der Graf davongeritten, nicht wie eine dumpfe Erwartung in ihr? Wie ein Warten

auf etwas, das kommen mußte? Mit geschlossenen Augen saß sie am Fenster.

Da ward die Chaussee plötzlich lebendig. Die Kinder lärmten; die Knechte strömten nach der Straße. Pferdegetrappel kam näher und näher. Mit weit offenen Augen sah sie jetzt hinüber. Helmspitzen tauchten auf. In Bügen ritten die blauen Dragoner die Chaussee entlang. Jetzt sprengten zwei davon vor, an den ältesten Offizier heran. Und jetzt schwenkten die beiden in die Kirchbaumallee ein. Hanna von Grahnid sah nicht mehr hin. Sie wußte, es war ihr Bruder und Herr von Versen. Die Dragoner waren wohl von Breschen nach Stralkowo gelegt. Und die beiden Offiziere hatten die Erlaubnis, ein paar Stunden hier zu verweilen.

Langsam erhob sie sich. Als täte ihr das weiße Schneelicht des Wintertages plötzlich weh, setzte sie sich in die dunklere Ecke des altmodischen, behaglichen Sofas. Sie hatte Furcht vor Versen. Er mußte ihr ja ansehen, was geschehen war, mußte ihr ansehen, daß Jugend zu Jugend drängte.

Bei der Begrüßung Versens wunderte sich Hanna, wie gut sie äußerlich ihre Ruhe wahrte. Als der Kaffee nach dem Diner im Nebenzimmer herumgereicht ward, wurde die Unterhaltung lebhafter.

„Jetzt beginnt das Schusten,“ sagte Ernst August. „In Breschen lagen wir manchmal noch auf der faulen Haut. Aber was man so hört, eine Gemeinheit ist es. Die Tilfiter Kameraden kommen nach dem Briefe, den Hans Langwert an mich schrieb, überhaupt nicht aus dem Sattel. Tag für Tag endlose Streifpatrouillen, und nachts dito, wenn sie nicht irgendwo im Hinterhalt liegen, um einen Waffentransport abzufangen. Natürlich alles vergeblich — der Teufel hol' diese Art von Grenzwehr!“

Die Sporen klirrten.

„Und was Ähnliches,“ setzte er nach einer Pause hinzu, „wird wohl unser jetzt in Stralkowo warten. Da habt Ihr in der warmen Stube es gut!“

„Dafür bist du Soldat,“ erwiderte Hanna.

„Na ja, ja, meine ja auch nur so. Ist was passiert während meines Fernseins? War der Graf wieder mal da?“

„Und ob!“ lachte der alte Baron knurrig. „Ich tariere, er wird keinen Rotwein aus meinem Keller mehr trinken. Der ist wäre auch abgesetzt.“

„Aber das ist ja sehr interessant. Rutkowski? Und weswegen denn?“

Versen horchte ebenso gespannt auf wie Ernst August.

„Frage deine Schwester. In solchen Dingen kutschiert sie nach eigenem Gutdünken. Gott verdamme mich, aber zu wird der Keller noch langsamer sich leeren.“

Versen wollte aufstehen und hinausgehen. Er hatte das Gefühl, als ob er südre.

„Unfinn!“ sagte sein Kamerad und drückte ihn auf seinen Platz nieder. „Familien-Intimitäten gibt's bei uns nicht. Also bleib' mir. Nicht, Hanna?“

Sie drehte sich halb um.

„Was soll ich denn dabei? Ich weiß kaum, wovon ihr redet. Es muß übrigens ganz prächtige Schlittenbahn sein!“

„Außerordentlich! Aber im übrigen: Sage mal, Kind, hast du wirklich die neun Zaden mit einem Korbe nach Haus geschickt?“

Versen hielt den Atem an.

„Ach, laß doch!“ sagte Hanna halb beschämt, halb unwillig. „Komm' lieber mit hinaus zum Schneeballen.“

Und rasch war sie an der Tür.

„Straf' mich Gott, Vater,“ nickte Ernst August betroffen. „aus dem Mädel wird der Teufel Aug! Ich habe immer geglaubt, der Rutkowski würde mal mein Schwager. Die elenden Manichäer hätten mir dann Kredit bis ins Unermessene bewilligt. Schrumm, wieder nicht!“ Er seufzte. „Und schlankweg abgewiesen? Ein reeller Korb? Ohne Hoffnungsstschleifen und anderes Brimborium?“

„War ich denn dabei?“ brummte der Alte. „Ich weiß nur, was sie mir gesagt hat, und daß Seine Hochgeboren wie ein Berridter vom Hof gerast ist. Scheint ihm also nicht viel Rosinen zwischen die Zähne geschoben zu haben.“

Hans Albert hatte die Worte gleichsam widerwillig herausgequatscht. Sein Sohn war aufgesprungen und durchmaß das Zimmer.

„Sapperment, das ist eine nette Geschichte. Das soll dann womöglich noch nicht mal eine Neuigkeit sein! Schlägt das Weitermädel eine Grafenkrone aus! Was sagst du dazu, Fritz? Ist das nicht toll?“

Er sah ihn an. Berjen war gleichfalls aufgestanden. Er hatte noch abwehrend die Hand erhoben, als dürfe er sich überhaupt kein Urteil erlauben, aber das Beuchsten in seinen Augen verriet ihn.

„Mensch!“ sagte Ernst August seltsam, „ich glaube gar, du freust dich. He?“

Er wurde rot, schluckte.

„Es ist wegen, na, du kennst doch meine Ansichten, Ernst. Deutsch zu Deutsch und Polnisch zu Polnisch! Und insofern natürlich, wenn du das so ausdrücken willst, freue ich mich. Als Deutscher ist mir ein Fräulein von Grafwid lieber als eine Gräfin Rutkowska, du verstehst schon!“

„Bravo!“ stimmte der Vater zu. „s hält bei mir auch gewirgt, lieber Berjen, aber wenn's mal beschlossen war! Du siehst das Bild plötzlich ganz anders aus.“

Er kam nicht weiter, denn in diesem Augenblick flog ein Schneeball gegen das Fenster.

„Ernst!“

Man hörte Hannas Stimme. Schmunzelnd legte der Bruder die Zigarre fort.

„Sie will wirklich Schneebällen, Vater, wie früher, wenn Wetter Langwerth noch dabei war. Na, denn mal los — ich komme schon! Und du, Menschenkind? Kommst du mit?“

„Wenn ich euch nicht löre, von Herzen gern!“

Kopfschüttelnd griff Ernst August nach der Mütze.

(Fortsetzung folgt.)

Mutter Marthe und der Tod.

Von Ernst Nicola s (Berlin).

(Nachdruck verboten.)

Mutter Marthe war auf ihrem Felde und band den Roggen in Garben, den ihr der mitleidige Nachbar gemäht hatte, denn Mutter Marthe lebte allein; ihr Mann war längst gestorben, und ihre beiden Söhne waren des Kaisers Ruf gefolgt, ihr Vaterland zu verteidigen.

Mutter Marthe zählte fast siebzig Jahre, ihr Rücken war krummgezogen von schwerer Arbeit und ihr Atem ging keuchend.

Am Nachmittag erst ging sie daran, den Roggen in Hauben aufzusehen. Das Feld war nicht groß, aber es ist schwere Arbeit für einen einzelnen, noch dazu, wenn man fast siebzig Jahre trägt und sich sein Vebelag geplagt und abgerackert hat. Mutter Marthe aber gönnte sich keine Ruhe, und als die Dämmerung kam, waren beinahe alle Garben in Reich und Glied zu Hauben aufgestellt.

Ausruhend hielt Mutter Marthe inne; ihre Glieder zitterten und ihr Atem pfliff, aber ihre stumpfen, müden Augen sahen doch die Gestalt, die am Wege unterm Eschenbaum stand, düster und hager, und ihr zu winken schien. Als sie zögernd hinging, sah sie, daß es der Tod war.

Mutter Marthe erschraf.

„Erschrick nicht, Mutter Marthe,“ sagte der Tod und legte fachte eine Hand auf ihren Arm. „Aber du mußt mit mir gehen.“

„Ich? Nein, nein!“

Der Tod schüttelte leise den Kopf und sagte:

„Oft hast du mich gerufen, Mutter Marthe, daß es mich manchmal rührte, aber ich durfte mich nicht erbarmen. Und jetzt klammerst du dich an dein bißchen armseliges Leben, als wäre es lauter Glück und Glanz. Bist du nicht töricht, Mutter Marthe?“

„Es ist wahr, ich habe dich früher manchmal gerufen, aber da war auch alles anders. Sieh doch, wer soll das Getreide ernten und einfahren, wer soll das Land bestellen, wenn ich nicht mehr bin? Alles wird verfallen sein, wenn meine Jungens heimkehren. Sie werden lästern wider Gott und Mensch und werden mühslos sein, wenn sie ihr Vatererbe ansehen! In die Fremde werden sie gehen und mit bösen Gedanken an ihre Heimat denken. Davor sei Gott!“

Mutter Marthe strich die wirren, grauen Strähnen zurück, die der Abendwind um ihren verwitterten Kopf wehte. Die Angst schüttelte sie und gab ihr tolle Dinge ein.

„Höre,“ sagte sie zum Tode, „da steht unsere Kuh im Stall, die Schecke, es ist ein schönes Tier; nimm die Kuh heute! Es ist mir ein schwerer Schlag, aber ich werd' es verwinden. Nimm alles, was ich durch Arbeit erziehen kann, aber laß mich noch! Schenke mir das bißchen Zeit noch, bis meine Jungens kommen!“

„Ich will dir keine Schläge versetzen, Mutter Marthe,“ sagte hitzig der Tod, „ich will dir nicht wehe tun, ich will dich erlösen.“ „Wovon denn erlösen?“ jammerte die Alte. „Meine Jahre sind ja niemandem zur Last, und ich arbeite! Ich arbeite ja für meine Kinder!“

Aber der Tod blieb unerbittlich.

Die Augen der Alten irrten in höchster Angst über ihre Felder, als könnte ihr von irgendwo eine Hilfe kommen.

„Dort steht der Weizen noch,“ jammerte sie halblaut, „und dort der Hafer, hoch und voll wie selten! Für die Schecke muß Grünhutter morgen in der Frühe gebauen werden! Und die Kartoffeln haben besser angeht als je! Nein, nein, ich kann nicht fort! Was würden die Jungens sagen!“

Wieder wandte sie sich an den Tod:

„Es war vielleicht dumm, was ich vorhin sagte von der Kuh; die unvernünftige Kreatur kann nicht für mich eintreten, ich sehe es ein, aber höre: mein Aeltester, der Herrmann, liegt schwer verwundet, groß sind die Qualen, die er leidet. Wenn er lebt, wird er als Krüppel leben, elend zum Erbarmen, überall wird er zuviel sein. Die Menschen sind nicht gut gegen so einen, nicht gut genug; und ich mach' es ohnehin nicht mehr lange, und was dann —? Gott verzeih' mir's, aber nimm ich'n statt meiner! Laß mich meinem Franz leben! Nimm den Herrmann mit dir; wo er stirbt, stehen zehn andere an seiner Stelle, aber hier ist niemand, der einspringt, wenn ich nicht mehr bin. Wenn du erlösen willst, erlöse meinen Aeltesten!“

„Du irrst, Mutter Marthe,“ sagte ruhig der Tod, „so wie die Kuh nicht für dich sterben kann, so kann kein Mensch für dich eintreten; jeder lebt sein eigenes Leben und stirbt seinen eigenen Tod. Dein Herrmann starb gestern den seinen; er ist erlöst.“

„Gott helf'!“

Mutter Marthe stand starr und preßte die verarbeiteten Hände gegen ihr zuckendes Herz. Nach einer langen Stille sagte sie müde:

„Du bist unerbittlich und härter noch, als die Menschen dich schildern.“

Währenddessen tauchte der Mond überm schwarzen Walde auf, rund und gelb. Er schien dem Tode gerade ins Gesicht und traf auch den Stahl der Sense, die unter dem Mantel des dunklen Schnitters hervorluchte. Da kam der armen Alten ein neuer Gedanke:

„Ich sehe, du wirst mich nicht hierlassen, aber wenn noch ein Funken Mitleid in dir ist, so erfülle mir eine Bitte: Sieh, wie hoch und voll der Weizen und Hafer steht, es ist höchste Zeit, daß beides geschnitten wird; wer weiß, wie lange das Wetter noch trocken bleibt! Du bist bei Kräften, dein Arm kann weit ausholen und deine Sense ist scharf; schlage du den Weizen und Hafer herunter! Mein Franz wird so alle Hände voll zu tun haben, wenn er zu meinem Begräbniß kommt. Sein Urlaub ist gewiß kurz, und was getan ist, ist getan. Tu es meinem Jungen zuliebe, meinem Einzigen!“

Der Tod hatte ein grausames Wort auf den Lippen, aber die alte Mutter sah ihn so stehend an, daß er sich anders bedachte.

„Gut,“ sagte er, „ich will dir deine Bitte erfüllen.“

Da stand nun der Tod im mondbezeichneten Aehrenfeld, und sein Arm holte weit aus; die Sense blinkte, und die Halme sanken seufzend hin. Rasche Arbeit tat der Tod, seine Kraft wurde nicht lahm, und seine Sense verlor nicht an Schärfe. Mutter Marthe ging gebückt hinter ihm drein und band die Halme zu Garben.

Einigen kurzen war das Weizenfeld umgelegt.

„Laß es genug sein, Mutter Marthe,“ sagte der Tod, dem die Arbeit nicht behagte und der mehr wußte als die arme Alte. Doch Mutter Marthe schüttelte den verwitterten Kopf:

„Den Hafer noch!“

Die Sense rauschte, und die Halme seufzten und sanken hin. Das Haferfeld war größer, und der Mond hatte ein beträchtliches Stück seiner Bahn zurückgelegt, als der Tod endlich fertig war und die Schneide seiner Sense prüfend gegen die helle Fläche des Mondes hielt. Aber sie hatte ja in dieser Kriegszeit schon weit härtere Arbeit geleistet und war nicht stumpf geworden.

„Nun ist es Zeit, Mutter Marthe,“ sagte der Tod zu der Alten, die emsig ihre Garben band.

„Noch nicht,“ sagte sie aufschauend. „Du mußt auch für die Schecke noch Grünhutter schlagen, sei barmherzig! Dir macht es nichts, und Hunger tut weh.“

Der Tod unterdrückte einen erbitterten Fluch und schwor sich, nie wieder mitleidig zu sein. Der Mond warf seinen langen, hageren Schatten über den Aker, der unter der Sense des Schnitters tief seufzte, denn der Tod sahte ihn hart und grimmig an. Indessen fuhr Mutter Marthe fort, ihre Garben zu binden.

Als der erste frühe Dahnenschrei ertönte, hielt der Tod mit seiner Arbeit ein und ging zu der Alten.

„Ja, nun ist's wohl Zeit. Aber hart bist du, Bruder Tod!“ sagte Mutter Marthe und sie fühlte, wie ihr Leben floß. „Mein Franz wird mich loben.“

Sie wankte, und der Tod nahm sie in seine Arme.

Und als er nun den Frieden in dem vollendeten Greisengesicht sah, da vergaß er seinen Grimm, und es tat ihm nicht leid, Mutter Marthe verschwiegen zu haben, daß auch ihr Franz am letzten Morgen so in seinen Armen gelegen hatte.

François Coppée.

Am 12. Januar 1917 sind 75 Jahre verstrichen, seit François Coppée geboren wurde. In seinem Leben und Dichten, seiner Persönlichkeit und seinen Ideen ist er der typische Stimmführer des französischen Nationalismus, der nicht aufhören konnte, sich im Revanchegedanken zu bewegen. Den Krieg hat er nicht mehr erlebt, aber stets war Coppée einer der lautesten, wenn die kontroversielle Erregung sich Luft machte. Bekannt ist die Rolle, die er in den Dreyfushändeln gespielt hat. Er war der Sohn eines sukzessiven Beamten, stammte also aus den Schichten, die er in seinen Poesien am wärmsten geküßert hat. Als Dichter wird er zu den „Parnassiens“ gezählt, die ihren Namen von der 1866 erschienenen Irtisch-epischen Anthologie „Parnasse contemporain“ tragen. Sein Verdienst und seine Originalität besteht in dem

Vernunft, keine andere Haltung anzunehmen, als seiner Natur gemäß war, und kein Thema zu behandeln, das nicht dieser Haltung entspricht. So wird er der Besinger der kleinen Leute, „les Humbles“, wie der Titel eines seiner beliebtesten Bücher lautet. Seine Schilderungen haben nichts Grandioses, Visionäres, sie sind elegisch-beklaglich, kleinlich, ohne sprühendes Detail. Die Versersählungen sind für unsern Geschmack viel zu breit und ohne Schlagkraft, ob es sich um die Schreckenstat eines Sultans oder die Brandtoden eines Vorstadtagiators handelt, oder ob der Boer beim Anblick eines Napoleondörers in Nachdenken versinkt. Oft wiederholen sich in verschiedenen Gedichten nicht nur die gleichen Gedanken, sondern dieselben Verse, was nicht gerade für großen inneren Reichtum spricht. In Deutschland ist nur eine Dichtung Coppées populär geworden: der „Streif der Schmelde“, ein Effektskizze, dem aber kein mächtiges Gefühl zugrunde liegt. Am liebsten betrachtet Coppée die unbedeutende, gesunde Masse des französischen Kleinbürgertums. Diese Dichtungen sind für uns heute, wenn nicht künstlerisch, so doch völkerychologisch, von Wichtigkeit. Er verherrlicht die kriegerische Familientradition und volensüßert mit datbetreffenden Ausdrücken gegen Jaurès und den heute gewandeltsten Verbis, aber in diesen patriotischen Gemälden ist auch viel hohes Pathos und falsche Natürlichkeit. Schon seine erste Bühnenbildung „le Passant“, der Dialog zwischen einer Courtisane und einem sehr unschuldigen Bagen, zeigt die bedenkliche Vermischung echter und falscher Natürlichkeit. Das Stück verdankte seinen Erfolg übrigens hauptsächlich dem neuentdeckten Stern Sarah Bernhardt. Nach dem Abschluß der Drehjahrsaffäre wurde Coppée sehr in den Hintergrund gedrängt und zog sich mit seiner Schwester ins Einsiedlerleben zurück. Der einzige Roman seines Lebens fing lyrisch-pastoralisch an, endete aber prosaisch und tragikomisch. Bei einer Vorlesung eigener Werke in Gené fiel dem alternden Dichter eine junge blonde Norwegerin auf, es glückte ihm, ihre Bekanntschaft zu machen, seine Anwesenheit schien von ihr und ihrer Mutter nicht unangenehm empfunden zu werden. In glühenden Besen erklärt Coppée, immer auf die Schwanzentwässerung gewartet und von Anfang an nur für sie gedichtet zu haben. Aber als er sich zur Erklärung entschloß, zeigte es sich, daß die Mutter Coppées Werbung auf sich bezogen hatte und das Mädchen nichts von ihm wissen wollte. Beide Frauen war sehr enttäuscht, und der Dichter sehr geschickt. In früheren Epochen hat es Coppée nicht gefehlt. Seit 1884 gehörte er zu den „Unsterblichen“. Er half in der Academie jenen Geist verbreiten, der ein gerüttelt Maß von Schuld an diesem Kriege hat.

Vächertisch.

— Ernő Szép: „Ungarische Skizzen“, ins Deutsche übertragen von Amalie Agoston, Federzeichnungen von Schüller. Falken-Verlag, Darmstadt. — Ein genial empfundenes und wiedergegebenes Büchlein hat man hier ins Deutsche übersetzt und ihm flotte Federzeichnungen von Schüller beigelegt. Ein wahrer Künstler, ein Mensch, der auch im Analysieren, im wissenschaftlichen Kraumen noch Künstler bleibt, ja im Gegenteil noch anwächst, ist in Ernő Szép vertreten. Bei seltener Flüssigkeit und Ausbeutung der Sprachmittel, wirkt er Schattentrisse von solch prägnanter, verblüffender Ähnlichkeit, von solcher Klarheit der Form hin und weist solch erstaunliches Charakterisierungsvermögen und straffe Sicherheit der Beobachtung auf, daß man im Unklaren ist, was man an erster Stelle bewundern soll. Man lese das Büchlein und verstehe diesen „ethischen“ Mauderer, wie ihn Edschmidt nennt, und man wird ihn schätzen und lieben lernen.

— M. Schmid: „Klinger“. Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig. — Auch dieser Große unter den Künstlern des heutigen Deutschland hat nun seine Würdigung in der Reihe der rühmlichst bekannten „Künstlermonographien“ gefunden. Wer kennt heute nicht Klinger, den Maler der „Pieta“, der „Kreuzigung“, der „Gesandtschaft“ u. a., den Schöpfer der „Kassandra“, des „Damas“, der „Amphitrite“ usw. Neben Böcklin und Hans Thoma erkämpfte sich Klinger Schritt für Schritt den Weg zu jenem Ehrenplatz, der ihm heute zukommt. Frei von aller Nachahmung, ohne stereotype Formen und abgemessene Formeln, gewiß nicht immer unter Vermeidung des Bizarren, hat Klinger, vollkommen deutsch in Thematik, Fühlen und Denken, übergehend zur freien dekorativen Beherrschung des Raumes, Großes, Eigenes geschaffen. Das alles, seine rudimentäre, schöpferische Kraft, sein Werden und Wirken kommt hier so vortrefflich zur Geltung, daß dieser neue Band der Künstlermonographien bei einem jeden Freunde echter, deutscher Kunst sicherlich mit Freude aufgenommen wird.

— Paul Beders: „Das deutsche Musikleben“ geb. 6 Mk., geb. 7,50 Mk. Verlag Schuster u. Loescher, Berlin W. 52. — Es ist ein zweifelloes bedeutendes Werk, das der seit 2 Jahren im Felde stehende Verfasser hier geschaffen hat und über dessen Auffassung und Vordurchführung es sich schon der Mühe lohnt, zu streiten. Die Lehre unter Zeit über den Genus hinaus auch in der Kunst zur Tätigkeit zu gelangen und diese Tätigkeit um ihrer und unseiner selbst, nicht um des erhofften Berufes willen zu über, diesen Grundgedanken der soziologischen Weltbetr., versucht der Verfasser in seiner Anwendung auf unser Verhältnis zur Musik zu zeigen.

Er will also, wie er angibt, die genieserische Kunstauffassung durch eine tätige ersetzt wissen. Der musikalischen Form die Elemente, Gesellschaft, Musiker und Kritiker, gebend, geht er Schritt für Schritt unmissverständlich gegen alle Schattenseiten und Mängel vor, gegen den privaten Bildungsstand, die Freiberuflerei im Musiklehrerberuf, das Musik-Dilettantentum von Hoftheater-Intendanten, die Mängel in der wirtschaftlichen Stellung des Musikers, die heute verführte Kammermusik-Form, die Fachpresse, das Verlagswesen usw. usw. — und das alles in einer Form und Sprache, die einem jeden Interessierten, Fachmann wie Dilettanten, musikalischen oder unmusikalischen Menschen, klar die wünschenswerten Ziele vor Augen hält. — Musiker sein heißt Bildner sein. Bildner sein entspricht nicht der Tätigkeit des Komponierens im heutigen Sinne, die meist nur ein Nachbilden ist, weil sie gegebene Muster reproduziert. Bildner sein heißt Formen schaffen. Nur die lebendige Form ist wahrhafte Form. Dar der sie kündigt, ist der Musiker. — Es wird sich sicher manches „Ja“ und „Wider“ gegen dieses Buch erheben, aber es weist auf ein hohes Ziel hin, das erreicht werden muß und zu dem es den Wegweiser gibt. Wie die Wege beschaffen sein sollen, wird die Praxis von selbst lehren. Wir können dem Werke nur die weiteste Verbreitung wünschen.

— Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Januarheft ist loben mit folgendem Inhalt erschienen: Friedrich Rosenthal: Thaddäus Rittner; Thaddäus Rittner: Mein Leben; Julius Rodenberg: Aus Tagebüchern III; Jos. Körner; Novalis-Findling; Hans Wynnen; Walter Heymanns Vermächtnis; Hanns Johst: Vom Geschmack des Publikums. — Echo der Bühnen. — Echo der Zeitungen. — Echo der Zeitschriften. — Echo des Auslandes. — Kurze Anzeigen. — Notizen. — Nachrichten. — Der Büchermarkt.

— Ungewöhnlich fesselnd ist der Roman von Reinhold Ortman „Hüter der Gerechtigkeit“, den wir in den neuesten Fendten der beliebten Familienzeitschrift „Das Buch für Alle“ finden. In fesselnden Verwicklungen und lebendigen Szenen führt der Verfasser die gegensätzliche Charakterentwicklung von zwei anfänglich befreundeten Angehörigen des Rechtsstandes dem Leser vor Augen. Unter den Illustrationen der letzten Nummer verdienen die stattlichen Vollbilder nach Gemälden und Originalzeichnungen hervorragender Künstler, wie A. Gebhard, Professor Hohenberg, Professor Jungwirth, O. Roloff und anderen besonders hervorgehoben zu werden. Sie befriedigen sowohl hinsichtlich der Auswahl, als der technischen Wiedergabe in hohem Maße.

— Deutscher Wille (Kunstwart). 2. Dezemberheft 1916. (Kriegsausgabe zu ermäßigtem Preis. Vierteljährlich 3,60 Mk. Verlag von Georg D. W. Callwey, München.) — Die Berechtigung des Völkergeschaffes. Avenarius: Papstlegation. Otto Corbach: „Amerikanische Friedenspolitik.“ Artur Liebischer gibt ein Bild des im Kriege gefallenen Vorho Sigwart. Die Nolenbeilage bringt dazu ein Klavierstück Sigwarts. Wilhelm Stapel schreibt über gotische Schnitzaltäre. Hierzu gehören in der Bilderbeilage drei Blätter, welche Schnitzfiguren vom Hohenheimer Altar wiedergeben. Endlich folgt eine Besprechung von Walter Flexens „Wanderer zwischen beiden Welten“ mit Proben aus dem Buche.

— Die Weltliteratur. Adalbert Stiller: Der Dagestolz. Preis 10 Pf. Vierteljährlich 1,20 Mk., Vorzugsausgabe 30 Pf. die Nummer. Die „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24, bringt die besten Romane und Novellen aller Zeiten und Völker in geschmackvoller Ausstattung und ist in jeder Buchhandlung erhältlich.

Logogriff.

Im Haupt ein „B“ und an dem Fuß ein „I“,
Bin ich ein Tier aus indischen Gewässern;
Erlebe durch „C“ und „r“ die Zeichen schnell,
Komm ich aus Rußland, wohlverdacht in Fässern.
Im Haupt ein „P“ und an dem Fuß ein „n“,
Erkennst du mich sofort als muntern Affen;
Streichst du dies „n“, wirst eine Stadt du sehen,
Die einst verfiel durch Longobarden-Waffen.
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer!

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau, trB = Treff-Bube, pA = Pique-Aß, cD = Coeur-Dame usw.
Vorhand erhielt trZ, trK, tr9, pD, carZ, carK, carD, car9, car8, car7, Mittelhand drückt pK und p7, Hinterhand hat den Rest.
— Verlauf des Spieles:

- 1. B. carZ M. carA S. carB = — 23.
 - 2. S. pA B. pD M. cB
 - 3. M. trA S. p8 B. tr9
 - 4. M. tr8 S. pZ B. trZ = — 20.
 - 5. B. trK M. tr7 S. cZ = — 14.
 - 6. B. car9 M. c9 S. cK = — 4.
- Sa. = — 61.